

Lieber Paul,

cogito ergo sum war gestern, heute weiss ich es besser. Bis anhin war ich überzeugt, wenig beeinflussbar und mit einem eher rationalen Geist gesegnet zu sein (gesegnet dürfte hier wohl die falsche Wortwahl sein), doch gestern war ich in der Nationalgalerie und noch dazu in Trance, denn die Ausstellung zum Thema «Das bessere Ich» bot zu jeder vollen Stunde eine Hypnose-Séance. Während die Teilnehmenden entspannt in ihre Sitzsäcke absackten, wob eine weibliche Stimme mit monotonen Sprechmustern eine Öffnung zum Unterbewusstsein, in da wir in zehn zögerlichen Schritten abtauchten. Du kennst mich, das Loslassen des kritischen Verstandes fällt mir schwer, doch im Kontext einer Kunstaussstellung liess ich es geschehen, schloss die Augen und gab mich dem retinalen Schauspiel hin, das meine gelangweilten Sehnerven produzierten.

Vielleicht erinnerst Du dich an die Passage in Friedrich Engels «Dialektik der Natur», in der er am Beispiel des berühmten Botanikers und Zoologen Alfred Russel Wallace mit bissender Ironie über die Gedankenlosigkeit und Leichtgläubigkeit englischer Naturforscher herzieht? Wallace meinte nämlich, mit Hilfe der damals noch Mesmerismus genannten Hypnose die Richtigkeit der Gallschen Schädelkarte nachweisen zu können. Diese von Franz Joseph Gall im späten 18. Jahrhundert entwickelte Lehre sollte anhand der Schädelstruktur Rückschlüsse auf die seelisch-geistigen Eigenschaften eines Menschen liefern. In seinem Bestreben, vom Äusseren auf das Innere eines Menschen zu schliessen, war Gall übrigens ein würdiger Nachfolger Johann Caspar Lavaters, dessen schon damals heftig kritisierte Physiognomik so populär war, dass es Mode wurde, in Gesellschaft Silhouetten von den Gästen zu zeichnen und daraus deren Charaktereigenschaften herauszulesen. Sowohl Lavaters Schattenrisse wie auch die Gallschen Schädelkarte boten dank ihrer Abstraktion einfache Lösungen in einer komplexer werdenden Welt, waren so etwas wie Gesichtserkennungsalgorithmen «avant la lettre» – und trugen nicht zuletzt zur pseudowissenschaftlichen Unterfütterung der Rassentheorien der Nationalsozialisten bei.

Wie dem auch sei, um seine Theorien zu untermauern, sammelte und vermass unser Dr. Gall eine grosse Zahl von Schädeln, «meist von Irrsinnigen und Verbrechern», aber auch von bedeutenden Persönlichkeiten seiner Zeit. Im Namen der Selbsterkenntnis plünderten Galls Anhänger in der Folge unzählige Gräber, wobei auch die Schädel von Joseph Haydn, Gaetano Donizetti und Rene Descartes verschwanden – was im Falle von Descartes ja nicht einer gewissen Ironie entbehrt, lautete dessen berühmte Devise doch: «Larvatus prodeo» («Ich trete mit einer Maske auf»). Das ist Aufbrechen der eigenen Silhouette, das ist Tarnung.

Der oben schon erwähnten Alfred Russel Wallace entwickelte übrigens parallel zu Charles Darwin eigene Ideen zur Evolutionstheorie, unter anderem beschrieb er das Phänomen des Aposemantismus oder Warnfärbung, also dem Gegenteil von Tarnung, als Resultat der natürlichen Selektion der Arten. So signalisiert etwa ein giftiger Frosch seinen Fressfeinden mit einer auffälligen Färbung seine Ungenussbarkeit. Versunken im Sitzsack meines Unterbewusstseins erlaubte ich mir die ketzerische Frage, ob ein

Individuum, das infolge Mutation seine Färbung ändert, gegenüber seinen getarnten Artgenossen nicht ein höheres Risiko eingeht, entdeckt und gefressen zu werden? Kommt noch dazu, dass auch der Predator am Gift verenden würde, und beide diese lebenswichtigen Informationen nicht an ihre Nachkommen vererben könnten? Vielleicht war die Idee von Franz Joseph Gall doch nicht so übel, die Schädel der Toten zu vermessen und nach Informationen abzusuchen? Vielleicht plagten Wallace die gleichen Zweifel? Und trieb ihn deshalb, wie Friedrich Engels lästert, «die Leidenschaft zu einer Reihe von Selbsttäuschungen, kraft deren er die Gallsche Schädelkarte in allen ihren Details bestätigte»? Engels selbst kam nach eigenen erfolgreichen Hypnose-Versuchen an einem zwölfjährigen Jungen zum Schluss, dass sich immer erst Effekte einstellten, wenn dem «Patienten zu verstehn gegeben [wurde], was von ihm erwartet wurde».

Das war der Moment, an dem ich die noch andauernde Séance verliess und mich auf die Strasse begab, wo die Geschichte eine unerwartete Wendung nahm in Gestalt eines überaus leutseligen Herrn, der sein Auto mitten auf der Strasse anhielt, das Fenster herunterkurbelte und mich zu sich rief: Wo es denn hier zur Autobahn ginge, frage er mich mit italienischem Akzent, er habe sich verfahren und müsse so schnell wie möglich zurück nach Italien, wo seine deutsche Frau auf ihn warte, aber das Navi seines Mietautos sei defekt, er heisse übrigens Franco und sei

Vertreter für italienische Mode, Armani und solche Sachen, und beruflich unterwegs, und er fragte mich nach meinem Namen und woher ich käme und dass ich ihm sehr sympathisch sei, er gäbe mir jetzt seine Karte und wenn ich je nach Turin käme, sollte ich ihn anrufen, und weil er eh auf dem Rückweg sei, möchte er sich nun für meine Hilfe bedanken und mir einen Ledermantel aus seiner Kollektion schenken – echt Nappa! – und

noch einen zweiten für meine Frau. Er kramte vom Rücksitz einen Plastikbeutel hervor und noch einen zweiten, aber bevor er mir die Waren durchs Seitenfenster reichte, zeigte er mir im Modekatalog die beiden Modelle, feinste Ware, Preise weit über 1000 Euro. Er sei ihm im Übrigen etwas peinlich, sagte der Mann lachend, aber gestern sei er im Casino gewesen, habe das ganze Geld verspielt – ui, seine Frau würde ihm die Hölle heiss machen – und nun sei das Benzin fast alle (auf die Benzinuhr zeigend, die tatsächlich auf Leer stand), ob ich ihm nicht etwas unter die Arme greifen könne? Ich fühlte in der einen Hand das Nappaleder, mit der zweiten gab ich ihm 100 Euro (mehr hatte ich nicht), worauf er leicht indigniert meinte, dafür gäb's aber nur einen Mantel, ob's mir was ausmachen würde? Nahm das Stück, verabschiedete sich überschwänglich und fuhr davon.

Im Hotelzimmer angekommen überprüfte ich die Marke des Ledermantels. Wert: knappe 50 Euro. Weissst Du übrigens, woher das französische Wort für Tarnung stammt? Camouflage kommt von «camouflet», das sich wiederum vom Begriff «chault moufflet» (wallonisch so viel wie «heisse Backe») ableitet und soviel bedeutet wie «Rauch, den man jemand boshaft ins Gesicht bläst». Und nicht weit davon wohnt der Kamuff oder Kamuffel, ein schlechter Kerl und Falschspieler.

Dein Trmasan Bruialesi

Haus am Gern
@
FELIX
CAMOUFLET
29.08. - 29.10. 2017
www.felix-project.ch